

(Nachdruck verboten.)

Der Zauberkaftan.

12] Roman von Koloman Mikszáth.

VIII.

May Vestyal war Herr über Leben und Tod, und damit sein Ansehen noch wachse, sandte ihm der König den Adel mit dem Prädikate „von Reckemet“. Ein Ritter mit einem Raftan belleidet, stand auf dem Wappen in silbernem Felde. In der anderen Hälfte des Schildes war auf drei goldenen Kissen ein sich bäumender Fuchs. Nur noch eines fehlte zur vollen Glückseligkeit: die Hochzeit mit Czinna.

Und auch dieser stand nichts mehr im Wege. Der alte Vestyal hatte sich mit dem Gedanken schon lange befreundet, das kleine Ding wußte ihm alles zu Gefallen zu thun, und wenn sie ihm das Kinn kraute, glaubte er sich ins Himmelreich veretzt. Sie wurde aber auch immer schöner, sie bekam runde Formen, und ihr Gesicht war wie der Pfirsich, dessen Blutfarbe selbst die zarte Hülle durchschlägt. Niemand kam ihr gleich in Rumänien. Sie wurde der Liebling, die Vertraute des Alten, er nannte sie „Tochter“, „Schwiegerochter“ und redete nun selbst seinem Sohn zu, sich zu beeilen, da er bei Gott sie sonst selbst heirathe.

May tobte vor Ungeduld, wenn das kleinste Hinderniß sich offenbarte; wenn aber kein Hinderniß war, nahm er die Sache leicht.

Der erste Termin war für den Tag angesetzt, wo er den Ferman des Osener Pascha erwirkt, denn ohne diesen geht es denn doch nicht, obgleich der Vogel auch dann sein Haus baut, wenn er auch befürchtet, daß grausame Hände es zerstören. Der Ferman kam selbst: er war auf die Sohlen Putnof's geschrieben. Es ist gewiß, daß der Pascha das Mädchen wohl nie mehr behelligt.

„Nun könnt Ihr schon Hochzeit halten!“ redete ihnen der Alte zu.

„Warten wir noch, bis das Haar der Czinna wieder gewachsen ist,“ antwortete May. „Auf kurzen Haaren würde sich der Kranz übel ausnehmen.“

Im Laufe eines Jahres wuchs ihr auch das Haar und wie herrlich! Eines Abends löste sie es während des süßen Geflüsters los, denn jetzt trug sie es wie die Damen als Kranz um ihren Kopf gewunden und band die beiden Hände ihres May mit zwei dicken Flechten fest, wie man die der Häftlinge zu binden pflegt.

„Ein gefesselter Oberrichter,“ lachte sie muthwillig.

May verstand den Wink.

„Wahrlich, die Zeit der Hochzeit wäre schon da, ich erwarte sie schon lange, aber wenn wir uns die Sache überlegen, schadet es nichts, wenn Du noch etwas lernst, ich aber will noch vorerst soviel verdienen, um die Frau eines Oberrichters ernähren zu können.“

Der Oberrichter nämlich ließ den hochgelehrten Herrn Molitoriß zum Unterricht der Czinna ins Haus kommen; kann war aber ein halbes Jahr vergangen, so meinte der würdige Herr:

„Was ich wußte, weiß sie schon.“

May Vestyal hatte etwas Geld zusammengeschart, jedoch gerade zu dieser Zeit kam der Adelsbrief. Das Glückskind fing an, auf großem Fuß zu leben; die Adeligen der Umgebung schlossen Kameradschaft mit ihm, sie kamen zu ihm zu Besuch und er erwiderte denselben. Czinna vernachlässigte er. Ein Adelliger kann doch nicht immer girren, er macht sich ja lächerlich. Das elende Pergament hatte ihn nie umgewandelt, wie wenn sein Blut wirklich blaublütiger geworden wäre, wurde er noch launenhafter.

Man sprach allüberall, daß er eine Beniczky heirathen solle, dann würde aus ihm ein Obergespan gemacht werden in irgend einem Komitate Emerich Tököly's, das noch in des Kaisers Händen ist. Doch dies alles ist nur Sektelsch! Die Reckemet fabriziren denselben, seitdem ihr Oberrichter so groß wurde, daß Reckemet neben ihm klein erscheint.

Ach, wie blutete das Herz Czinna's. Auf der kleinen Holzbank unter dem Birnbaum, wo sie an schönen Sommerabenden so oft flüsternd, wo Czinna so glücklich war, saß May jetzt selten, oft blieb er Wochen hindurch in den Kasten,

und wenn er auch kam und ihr einige schöne Worte sagte, der Schluß war immer:

„Sieh nur auf Deine Worte acht, Czinna, mein Täubchen, sprich nie von jenem Tage, Du weißt ja, welchen ich meine, sage nie, daß Du dort warst . . . vor Olaj Beg, denn sonst bin ich verloren.“

Czinna war es, als wenn man ihr ein Messer ins Herz stieße. Es tauchte in ihr der Verdacht auf, daß sich May vor ihr fürchte, aber sie nicht liebe; er kettete sie mit dem Brantring nur deswegen an sich, daß er sich ihres Schweigens versichere. Von Tag zu Tag wurde sie trauriger, die rothen Rosen verschwanden vom Gesichte, in den Augen fehlte der entzückende Glanz, eine faule Melancholie war an seine Stelle getreten.

Schön war sie trotzdem. Der alte Vestyal erschrak; er glaubte, daß sie krank sei, er hatte auch den Grund ihrer Krankheit herausgefunden.

„Kranke Dich nicht, trauere nicht, meine kleine Kesedablütche. Er liebt Dich, und glaube mir, wenn ich es sage, er möchte Dich auch schon morgen zum Traualtar führen, wenn er nur Geld hätte. Was er aber hat, verspielt er mit den Fay's und Beniczky's. Ich kenne ihn, den May, er ist voller Dummheiten, aber sein Herz ist gut. Freilich könntet Ihr auch bei mir leben, wenn auch ärmlich, Du weißt aber, wie verrückt er ist, wenn er den Herrn spielen will; er ist nicht einmal die Erdbeeren, wenn er sie nicht auf einem silbernen Teller bekommt. Und gerade jetzt leidet er an dieser Krankheit. Lassen wir ihn, bis er seinen Wappenfuchs satt bekommt. Entweder der Fuchs frißt ihn oder er den Fuchs. Im allgemeinen fressen diese Wappenthiere sehr viel, meine liebe Czinna.“

Czinna seufzte bei solchen Reden; das schöne Wort war kein Balsam auf ihre Wunde.

„Seufze nicht, lächle doch ein wenig, wie ehemals. Wenn ich reden dürfte, könnte ich Dir wohl etwas sagen, daß Du Lust zum Tanzen bekämst.“

Geheimnißvoll zwinkerte er mit den Augen und murmelnd mahnte er sich: „Pst, laß Deinem Mund nicht freien Lauf, Alter!“

Was dieses geheimnißvolle Ding sein mochte, konnte sich Czinna nicht recht vorstellen. Alles in allem war ihr bloß ein Umstand aufgefallen. Seit einigen Tagen kamen zwei Herren zu Vestyal; spät am Abend kamen sie, lange flüsternd mit einander, indem sie sich in die Hinterstube einsperreten, nie erwählte aber der Alte, was sie wollten, sondern schweigend und zugeknöpft ging er unter den Seinigen herum.

Endlich eines Abends nahm er den Kopf Czinna's in die Hände und wühlte in ihrem dichten schwarzen Haar herum. Es war dies eine seiner Lieblingsbeschäftigungen.

„Freue Dich, Czinnchen, freue Dich! — Dein Tag ist gekommen, nun wird auch die Hochzeit stattfinden, ich lasse Dir eine Ausstattung machen, daß die Fay'schen Fräulein grün vor Neid werden. Lache doch, Czinna, Du hast ja so viel Geld, daß Deine kleinen Kinder, wenn Du welche haben wirst (Du mußt deswegen nicht erröthen, was schämst Du Dich meiner Enkelkinder) mit Goldstücken spielen werden.“

Der Alte nahm einen Haufen Gold aus seinen Taschen und ließ diesen vor Czinna funkeln.

„Woher nahmen Sie diesen großen Schatz?“ fragte erstaunt das Mädchen.

„Was ist dies mit dem Uebrigen gemessen? Horch auf, mein Kind, ich will Dir alles erzählen. Für Dich thue ich dies, was ich thue, einerseits, weil ich weiß, daß May Dich ohne Geld nicht heirathen kann. Einerseits, sage ich, dann spielt auch meine Eitelkeit mit hinein. Ich will ein Kleid hinterlassen, daß die Schneider auch nach tausend Jahren erzählen sollen: „Es lebte ein Mann, namens Mathias Vestyal, der machte dieses Kleidungsstück.“

„Ich ahne nicht einmal, wovon die Rede ist.“

Der Alte fuhr flüsternd fort:

„Zwei fremde Herren kamen zu mir, Du kanntest sie ja schon, ein kleiner Dicker und ein Goliath. Sie kamen in Vertretung einer Stadt, den Namen derselben verschwiegen sie auch vor mir. Ich fragte sie nicht, es ist mir ja gleichgültig, welche es ist. Sie suchten mich, wie gesagt, auf und sagten: „Meister, Schneider der Schneider, unter allen Schneidern der größte! Wir suchten Dich auf, um Dich reich und unsterblich zu machen.“ „Was wollt Ihr?“ „Nähe uns einen Raftan,

gleich jenem der Stadt Reckemet, er soll aber dem anderen vollkommen ähnlich sein, wie zwei Eier oder zwei Weizenkörner einander gleichen; bis Du dies im Stande?"

„Meine Nadel näht alles,“ antwortete ich, „was mein Auge erblickt.“

Gizma zog sich fröstelnd zum alten Schneider hin . . .

„Und kamen Sie überein?“

„Wir wurden handeleins, Nach vielem Hin- und Wiederreden bestimmten wir, daß sie fünftausend Goldstücke zahlen, fünfhundert gaben sie mir im voraus, alles wird Dir gehören, mein Kind.“

„Können Sie ihn aber auch so nähern?“

„Ich?“ Und seine Augen flammten. „Geh, Du Närrin! Wofür hältst Du mich denn? Es wird eine Prachtarbeit sein, wenn ich es Dir sage.“

„Wird aber kein Unglück geschehen?“ fragte das Mädchen furchtsam.

Der Alte lachte.

„Was könnte dann passieren? Die andere Stadt wird nun auch einen Kastran haben, dies ist das Ganze. Und dann, daß der Türke, der jetzt vielleicht zweihundert Städte plündert, gezwungen sein wird, sich mit hundertneunundneunzig zu begnügen. Hungers wird er deswegen nicht sterben.“

„Richtig, richtig,“ meinte Gizma zerstreut.

„Du, mein Kind, gibst mir den Schlüssel und davon braucht niemand etwas zu wissen: ich will mir dann den Kastran ansehen, ihn genau prüfen und studiren; alsdann fertige ich rasch wie der Wind ein getreues Ebenbild desselben an und nachher soll es eine Hochzeit geben, wie sie wohl noch nicht erlebt wurde. Sei, wie sollen Deine zarten Füßchen im Brautreigen hüpfen.“

Soldatmessen wurde alles aufs Genaueste ausgeklügelt: was für ein Brautkleid es geben, wie der Kranz und das Schuhwerk beschaffen sein werden, wie sie dem May viertausend von den fünftausend Dukaten geben wollen: „Da, nimm, und wirf Deinem Weibe nicht vor, daß es Dir nichts mitgebracht habe.“ Daraufhin werde er fragen: „Wo habt Ihr das her?“ Sie aber werden antworten: „Wir haben es gefunden auf der löcherigen Brücke.“ Und zuletzt, da wollen sie ein Erbschaftsmärchen ersinnen, und damit bricht eine Zeit ewiger Glückseligkeit für alle an.

Gizma ward heiter, lachte, klatschte sogar in die Händchen, so unbändig gefiel ihr das Zukunftsbild, das ihr von Pesthal vorgegaukelt worden. Anderen Tags erschloß sich dem alten Schneider dank dem Schlüssel Gizma's der Eisenkranz im Stadthause: er besichtigte nochmals genau den Kastran und ging sodann nach Szegedin, um bei den vornehmen türkischen Kaufherren, die dort lebten, alles Zubehör, so den feinen dunkelgrünen Sammet, die Schnüre und den Varenpelz für das Futter einzukaufen. Und so wie das alles gekauft war, ging er mit der Fieberhaft des Schöpfungsdranges an sein Werk.

Das war aber keine geringe Aufgabe. Alle Abende holte er heimlich unter seinem Oberkleide den Kastran, um diesen am Morgen auf die gleiche Weise an seinen Platz zurückzuschmuggeln. In die Stube des Oberrichters hatte er freien Zutritt; darum fiel es auch niemandem auf, daß er so oft kam und ging. Vielleicht hatte ihn der Oberrichter nach etwas gesandt?

Vom Abend bis zum frühen Morgen arbeitete er, eingeschlossen in seiner hintersten Stube, mit der Inspiration und der Leidenschaft eines Künstlers. Zuweilen erweckte er Gizma aus ihrem nächtigen Schlafe, um ihr die einzelnen Stücke zu zeigen, die allmählig die Formen des Originals anzunehmen begannen. Seine Augen flammten, seine Stirn glühte, seine Rüstern bebten, und die Stimme zitterte vor freudigem Hochmuth:

„Schan, hier diese Kermel, den Kragen, schau!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Elfe.

Von Folger Drachmann.

Ich war jung und hatte mich gerade von einer Leidenschaft freigemacht, einer von denen, die uns weiter treiben können, als daß wir Lust haben, in unserem Alter daran erinnert zu werden. Und einer meiner älteren Freunde in der Provinz hatte an mich geschrieben: „Als wir das letzte Mal zusammen waren, kam es mir so vor, als bedürftest Du für einige Zeit einer Lustveränderung. Ich habe mit meiner Frau darüber gesprochen. Sie sagt, Du bist willkommen. Komm!“ Und ich packte meine Sachen ein. Ich blieb

lange über meinem Koffer mit einem Briefe in der Hand sitzen, entfaltete ihn, las ihn — zerknitterte ihn in meiner Hand, legte ihn gegen meine Stirne, meine Brust — drückte meine Lippen daranj — und zerriß ihn in kleine Stücke.

Der Koffer stand gepackt, und ich war reisefertig; und die weißen Papierstreifen flatterten wie viele diskrete Schmetterlinge von meinem Fenster durch die stille Luft herab — bis ein Windsloß sie auseinanderriß — sie verschwanden.

Ich war einige Tage dort im Hause gewesen. Der erste Tag war dem Schlafe geweiht. Dazu hatte die Lustveränderung verholfen. Ich schlief während der Nacht — der ganzen Nacht. Ich schlief Mittagsschlaf bis weit in den Nachmittag hinein — ging früh zu Bett, lag die halbe Nacht wach, träumte dann vor mich hin und erwachte erst wieder um die Mittagszeit.

„Nun, glaube ich, beginnst Du Dich zu erholen!“ sagte mein Freund. „Aber nun mußt Du Dich auch ein wenig liebenswürdig gegen meine brave Frau bezeigen, sie begreift garricht, daß Du es bist, von dem das Gerücht geht! . . .“

„Und so weiter,“ sagte ich.

Es ist so eine Sache, aus der Hauptstadt zu kommen und eine Provinzdame, eine tüchtige Hausfrau, gute Mutter und brave Gattin zu unterhalten — aber wovon soll man reden? Man spricht aus zwei verschiedenen Welten — und unsere Unterhaltung kam also bald ins Stocken.

Die Frauen haben ihren Instinkt, selbst wo sie nicht das ganze Verständnis der Bildung haben — und sie sind bisweilen recht gutmüthig, nachsichtig, hilfreich. Die Frau meines Freundes lächelte, half mir ein wenig und ließ mich endlich in Ruhe. Ich war ihr dankbar. Ich wollte ihr zeigen, daß ich es war, und ich sang an, mit den Kindern zu spielen.

Im Anfang sahen, mit den kleinen Händen auf dem Rücken, während die aufmerksamen Augen jeder Bewegung dieses komischen Fremden folgten, — und dann nähern sie sich, geben die Hand, antworten auf eine Reihe ziemlich dummer Fragen — nach Namen, Alter, Schulbesuch — und endlich fragen sie — und man kommt in Verlegenheit, lächelt, lacht — das Eis ist gebrochen — man ist zu Kameraden geworden. Und die aufmerksamen Augen der Mutter sehen es; sie lächelt, sie denkt bei sich selbst: er ist vielleicht doch besser als sein Ruf. Wir wollen abwarten!

„Aber, gnädige Frau! Jakob erzählte mir, Sie hätten vier Kinder — oder Sie haben vier gehabt! Ist es erlaubt zu fragen — ja, ich meine — o, verzeihen Sie mir, wenn ich etwas berührt habe, das —“

„Unser Nennchen, meinen Sie?“ Sie antwortete nicht weiter, sondern erhob sich, verließ das Zimmer und kam mit einem kleinen Wesen auf dem Arm zurück. Ich sah die Mutter an, und nur ein Mutterauge kann mit solcher Zärtlichkeit blicken — das ganze große Berg in den einen Blick gelegt — auf das Kind herabblicken, das Kind, das unter ihrem Herzen getragen ist, ohne etwas davon zu wissen, und welches das Licht des Tages erblickt, ohne einen Wunsch seinerseits, ohne eine Ahnung davon, was das Licht bringt, ohne die Nacht, wieder ins Dunkel zurückzutreten — wenn dieses Licht zu scharf wäre, zu schneidend, erfüllt von dem unsichtbaren Stachel des Schmerzes.

Da lag die kleine Anna im Arm der Mutter. Ich sah, daß dieses Kind so leicht zu tragen sein müßte wie eine Flocke. In den blanken Schuhen schienen keine kleinen Füße zu stecken, und die dünnen, feinen, leicht gekrümmten Arme schienen kaum diese Händchen tragen zu können, deren Finger fast über dem Kleidersaum zu schweben schienen. Der Hals war freideweiß und dünn wie der eines jungen Vögels — aber auf dem Halse saß ein Kopf, voll entwickelt, mit dunkelblondem, seidenweichem Haar — und einem Gesicht — o, einem Gesicht — dem schönsten, reinsten Omal — und ein paar Augen — Kinderaugen, Engelsaugen, Augen mit einem Blick, so tief, so klug, so leidensvoll klar und so schmerzlich mild, ein ferner, ferner Griff von etwas, das für uns verloren ist, das wir durch unsere Verirrungen vergeudet haben und wonach wir uns durch unsere Schmerzen und Sorgen, unsere selbstverschuldete Noth und dadurch verursachte Demüthigungen gesehnt haben.

„Wie — wie alt — ist — die kleine Anna?“ fragte ich endlich, um das Schweigen zu brechen, das mir die Brust bedrückte und bewirkte, daß ich mit den Augen blinzeln mußte.

„Ja, Sie mögen wohl danach fragen!“ sagte die Mutter still.

„Können Sie sich denken, daß sie über zwei Jahre alt ist — ein hübsches Kind, als sie geboren wurde; aber ich selbst war so krank — und sie bekam kaum die Wartung, die sie hätte haben sollen, aber sie ist so klug, so klug — und so gut, und so geduldig — keines von den anderen Kindern ist wie sie — nicht wahr, Nennchen, Du bist Mutter's Herzenskind?“

Sie beugte sich über das kleine Mädchen herab; es schien, als wenn die Mutter es in ihrem Arm zerdrücken würde — aber zärtlich und vorsichtig hob sie nun die kleine Flocke zu meinem Gesicht empor — und da hob das kleine Nennchen die Hände halb bittend auf — und die großen, tiefen, braunen Augen gossen einen Strom von strahlendem Licht des Glückes in den Mutterblick hinein — aber um den kleinen Vogelmund lagerte ein Zug bitteren Schmerzes der Ohnmacht — als wenn selbst die Liebesanberung eine zu schwere Bürde für das zarte, annulthige Wesen wäre.

Ich wandte mich fort, ging zum Bücherschrank, zum Klavier, ich wußte nicht wohin, nur in irgend eine Ecke. Das war zu viel für mich, ich ballte meine Hand, drückte meine Lippen zusammen —

als ich wieder aufstah, war Mutter und Kind aus der Stube verschwunden.

Ich ging hinaus.

Hinaus aus der Stadt, die in einer Thalsenkung an dem gekrümmten Fjord unter waldbewachsenen Hügeln liegt. Der Weg schlängelt sich mit großer, lähner Wiegung hinauf an diesen herrlichen Höhen, weich und üppig, wie die Träume eines morgenländischen Weibes, und hinter dem Walde steht plötzlich das braune Plateau der Heide, wie die kräftigen Gedanken eines Mannes, eine nordische Phantasie über Freiheit, Selbstbestimmung, Arbeit, Fortschritt.

Ich war beinahe ganz hinauf gelangt. Konnte bereits, wenn ich mich emporreckte, die starken Linien der Heide überschauen, welche die sinkende Sonne in ihr Lichtmeer aufsaugen zu wollen schien — eine heitere Aussicht über Fjord, Wald, Heide und die freundliche Stadt — eine Aussicht, die einem das Herz leicht macht, offen, vertrauensvoll — na ja: Einen begeistert! Die Lust ist vielleicht daran Schuld — der Taunenduft, der Heidekrautduft, ein schwacher Windhauch mit Schornsteinrauch — einige Jugenderinnerungen an Festspartien ohne Sorgen, ohne Verliebtheit, aber mit jenem frohen Uebermuth und jener Freude um Nichts!

Wer kennt nicht diese Lust?

Ich stieg an, meinen Freund um seine Wohnstätte hier zu beneiden — seine planmäßige, geordnete Thätigkeit — seine lebenswürdige Frau — seine süßen Kinder. Auch seine kleine Anna? Ich überlegte. Ja, ja! gerade diese kleine Wesen! Mit wie reiner Liebe muß man nicht ein solches Kind umfassen können — mag auch der Schmerz mit einfließen. Es giebt ja Schmerzen, die Einen groß machen — man könnte es fast wagen, „glücklich“ zu sagen.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— **Wachsthum rheinischer Städte.** Aus Essen wird gemeldet, daß diese jüngste rheinische Großstadt die Hunderttausend bereits überschritten und zur Zeit über 105 000 Einwohner zählt. Eine außerordentliche Vergrößerung Essens steht aber bevor, denn in Bälde dürfte die Einverleibung des Vorortes Altendorf, eines Riesendorfes mit 47 000 Einwohnern, erfolgen, und dann wird Essen unter den rheinischen Großstädten der Einwohnerzahl nach an dritter Stelle rangiren. Vor genau 70 Jahren zählte Essen 4000 Einwohner und Altendorf 1300. Noch 1864 besaß Essen 21 000 Einwohner; Düsseldorf 50 000 (heute 190 000); Krefeld 50 000 (108 000); Eberfeld 57 000 (155 000); Warmen 45 000 (140 000); Duisburg 12 000 (85 000); Köln 120 000 (350 000); kleine Städte, die damals kaum genannt wurden, zählen heute 40—60 000 Einwohner: M.-Glabach, Solingen und viele andere. —

— **Außerordentliches Gedächtniß.** Wunderbare Dinge weiß der französische Arzt Dr. Guillon von dem das gewöhnliche Maß weit übersteigenden Gedächtniß eines Bewohners einer kleinen französischen Provinzstadt zu berichten, der im Jahre 1889 im Alter von achtzig Jahren gestorben ist. Der Mann konnte weder lesen noch schreiben, aber was er einmal mit dem Ohr aufgenommen oder mit dem Auge beobachtet hatte, darüber konnte er zu jeder Zeit die sicherste Auskunft geben. Es gab in der 7000 Einwohner zählenden Stadt keine Familie, über die er nicht mit einem Rückblick auf mehrere Geschlechter auf das genaueste Bescheid gewußt hätte. Wenn die Gloden eine Hochzeit einläuteten, sagte er etwa: „Der Bräutigam ist an dem und dem Tage geboren; es war schlechtes Wetter wie heute. Als sein Vater sich verheirathete, regnete es ebenfalls in Strömen. Diese Hochzeit ist die dritte in der Familie; der älteste Sohn ist in Afrika gestorben — immer gab er in solchem Falle Tag und Jahr an — der zweite hat sich dann und dann verheirathet, die Tochter verließ an dem und dem Tage die Stadt, nachdem sie sich ebenfalls verheirathet hatte.“ Wenn es sich um einen Todesfall handelte, pflegte er alle Todesfälle der betreffenden Familie im Laufe des Jahrhunderterts mit genauer Angabe des Jahres und Tages der Reihe nach aufzuzählen und, soweit seine eigenen Beobachtungen reichten, fügte er immer hinzu, unter welchen Witterungsverhältnissen sich das Ereigniß vollzogen hatte. Alle eingeborenen Bewohner der Stadt kannte er dem Namen nach, um die zugezogenen kümmerte er sich nicht. Sein Gedächtniß ersehte ihm in jeder Beziehung ein Tagebuch. Kein Haus, kein Stück Land war zu seinen Lebzeiten in andere Hände übergegangen, ohne daß er sich nicht die Bedingungen und sonstigen Umstände auf Nummervergeffen eingepreßt hätte. Auf seine Angaben konnte man sich ebenso sicher verlassen, wie auf Urkunden. Ob es sich um ein fern- oder nahe liegendes Jahr handelte, machte für sein Gedächtniß keinen Unterschied. Einem Irrthum konnte er, wenn er sich über solche Dinge ausfragen ließ, nie überführt werden. Seine geistigen Fähigkeiten waren im übrigen die eines Durchschnittsmenschen. —

Literarisches.

— **er.** S. York Steiner. „Mutter Eva“. 3 Novellen. Wien, „Gesellschaft für graphische Künste“ 1898. — Der Heiligenschein vielfachen Märtyrertums verklärt diese Töchter der „Mutter Eva“, deren Geschick mit der unbefangenen Sicherheit tiefer Wahrheitsempfindung vom Autor erzählt wird. Steiner ist kein Virtuose modernster Literatur-Pathologie, er bietet keine seltsamen Analysen korrupter Seelen- und Sinnenschwäche, aber man glaubt um so mehr

an das einfach Wahre seiner Menschen, welche im materiellen Untergange moralische Sieger bleiben. Die Sprache Steiner's artet, ohne je zu farblosler Reporter-Indifferenz herabzusinken, nie zu geistreichelnder Spielerei aus und vermag es, sich auf Höhepunkten zur unwiderleglichen Kraft einer im besten Sinne poetischen Prosa zu erheben. —

Theater.

— Ein neues Stück Ibsen's. „Die Rattenkinder“ — diesen Titel soll, einer Meldung der „Aftenposten“ zufolge, das neueste Werk Ibsen's führen. —

Kunstgewerbe.

h. Konkurrenzarbeiten von Schülern des Kunstgewerbe-Museums sind augenblicklich im oberen, kleinen Lichthof im Museum ausgestellt. Zum ersten Male war den Schülern die Aufgabe gestellt worden, moderne Entwürfe zu liefern. Es galt also gewissermaßen die Probe zu machen, ob die Anstalt auf der Höhe der Zeit stehe. Eine außerordentlich geringe Zahl von angenommenen Arbeiten war das Ergebnis dieser Probe. Es ist nicht einmal die Anzahl erzielt worden, die das vorjährige Wettarbeiten ergeben hat. Unter den wenigen Arbeiten fallen die der Schüler O. Siskmann's nicht allein durch ihre, die anderen Klassen bedeutend überwiegende Menge auf (von seinen Schülern haben elf, gegen drei, vier und sechs Schüler anderer Lehrer bestanden), Siskmann's Schüler allein haben die Aufgabe voll gelöst. Zwar stehen sie alle unter dem mächtigen Einfluß ihres Lehrers, doch ist dieser Einfluß so befruchtend und auf Selbstständigkeit hin führend, daß allen kunstgewerblichen Schülern ein solcher Einfluß zu wünschen ist. Wie bei den Arbeiten des Lehrers, sehen wir auch bei den Entwürfen seiner Schüler das liebevolle Verwenden von Motiven aus der Natur. Namentlich wird die Pflanzenwelt bevorzugt, doch kommen auch hier und dort Vögel vor, die äußerst geschickt leicht herzukellende Tapetenmuster abgeben. Höchst eigenartig wirken zum Beispiel die liebgelben und fastgrünen Kastanienblätter auf lorchthothem Grunde. Nicht nur neue Formen müssen die Schüler erfinden, sie werden auch zu regsamere Verwendung und neuer Zusammenstellung reizvoller Farben angehalten. Nirgends ist eine häßliche, prahlende Brillheit oder ein ängstliches Verwischen der Töne, sondern aus allen Entwürfen leuchtet eine gedämpfte Gluth. — Von den anderen Arbeiten ist nicht so viel Gutes zu sagen. Die Buchdeckel-Entwürfe der Doepler'schen Schüler und die dekorativen Zeichnungen der Schüler anderer Lehrer zeigen ausnahmslos die Oede alt-akademischer Vorlagen. Bei einigen ist in die Motive der alten Stile eine moderne Linie hineingezwängt. — Unter den Schreibisch- und Anrichteschrank-Entwürfen der Tischler sind einige verwendbare. Während jedoch bei den Speiseschränken die deutsche Renaissance noch immer maßgebend ist, kommt bei den Schreibtischen schon mehr die Zierlichkeit zum Ausdruck, die durch die modernen Werkzeuge gefördert wird. Außer dem Thürschloß eines Hobloß'schen Schülers, das ein Butterblumen-Ornament in zarter Ziselirung zeigt, sind noch die flachen Schalen der Modellirklasse beachtenswert. Auf einer sind zwei Aepfel pflückende Frauengestalten in Flachrelief glücklich verwendet.

Erziehung und Unterricht.

— Eine neue Einrichtung im deutschen Universitäts-Unterricht ist jetzt in Berlin auf Anregung von Mitgliedern der philosophischen Fakultät ins Leben getreten, die Bestellung eines Lektors für die deutsche Sprache. Die Einrichtung hat den Zweck, in Berlin studirende Ausländer in das Studium der deutschen Sprache einzuführen. An dem „Uebungskursus“, wie der Unterricht amtlich genannt wird, können männliche und weibliche Studirende theilnehmen. Mit dem neuen Aunte ist Dr. Max Cornicelius betraut worden. Der Unterricht hat bereits begonnen und findet so lebhaften Zuspruch, daß wohl mit der Zeit Parallellurse eingerichtet werden müssen. Es wird sich dies um so mehr empfehlen, als dann auf die verschiedenen Bedürfnisse der einzelnen Nationen Rücksicht genommen werden könnte, welche wohl schwer zu vereinigen sind. Eine ähnliche Einrichtung soll bisher nur in Paris bestehen. —

Medizinisches.

t. Falscher Typhus. Schon im Jahre 1770 veröffentlichte ein französischer Arzt namens Depeca de la Cloture eine Schrift, in der er Fälle von „Wurmfieber“ beschrieb, und in neuerer Zeit sind verschiedene Aerzte wieder darauf zurückgekommen, die große Ähnlichkeit von Fiebererscheinungen, die durch Eingeweidewürmer hervorgerufen werden, mit typhösem Fieber hervorzuhoben. Wie Dr. Pierre Marie im November-Feste des „Journal des Praticiens“ schreibt, herrschen im Anfange einer solchen „falschen“ Typhuserkrankung zunächst Eingeweidestörungen vor, die sich in Appetitlosigkeit, widrigem Geruch des Athems, belegter Zunge, Brechanfällen und in sehr bedeutenden Blähungen äußern. Weiterhin treten dann nervöse Erscheinungen wie Kopfschmerzen, Schläfrigkeit, Schwäche, zuweilen auch Schwindelanfälle und sogar Krämpfe hinzu. Auch Fieber tritt dabei fast regelmäßig auf, jedoch nicht in sehr hohen Temperaturen. Die Milz zeigt nur geringe oder gar keine Vergrößerungen, ebensowenig zeigen sich rothe Flecken auf der Haut, und die Fiebertemperatur bleibt unter derjenigen des Typhus zurück, dagegen tritt Nasenbluten,

das eine charakteristische Begleiterscheinung vom Typhus ist, ebenfalls häufig ein. Es wird noch ein besonders interessanter Fall von solchem „falschen Typhus“ beschrieben: Ein achtzehnjähriger Bursche kam ins Krankenhaus in sehr heruntergekommenem Zustande, mit verzogenen Gesichtszügen, eingesunkenen Augen, trockenen Lippen, starken Kopfschmerzen und großer Muskelschwäche, dazu kam eine starke Spannung des Unterleibes und leichte Anschwellungen der Milz — kurz alle Symptome schienen eine Typhuserkrankung anzudeuten, zumal auch wiederholt Nasenbluten auftrat. — Die Ärzte wurden zuerst aufmerksam, als am fünften Tage nach der Aufnahme ein Eitlwurm abging und sich dies an den folgenden Tagen wiederholte. Auf tägliche Dosen von Wurmfäden (Santonin) verlor der Patient im Laufe einer Woche etwa 28 Würmer. Damit hörte das Fieber auf, der Kranke nahm an Gewicht zu und ging seiner Genesung entgegen, aber mit der Verabreichung des Mittels wurde noch fortgefahren und zwar noch wochenlang mit denselben Erfolgen. Es ist dies insofern noch von besonderem Interesse, als es sich zeigte, daß die Verreibung solcher Parasiten nur bei einem langen Gebrauche eines Mittels erreicht werden kann, da immer nur die ausgewachsenen Würmer den Darm verlassen. Da solche Krankheiten leider nicht zu den Seltenheiten zählen, so ist auch der „falsche Typhus“ eine häufigere Erscheinung, als es bekannt sein dürfte, und eine sorgfältige Behandlung desselben seitens der Ärzte kann manche Schädigung des Patienten zur Folge haben.

Aus dem Thierleben.

1a. Der Biber in Europa. Der Biber, der früher in America so verbreitet war, daß seine Bauten bekanntlich manche Flüßläufe zu den sogenannten Biberseen aufstauten, ist jetzt in jenem Erdtheile in Folge der Nachstellungen durch den Menschen wegen des Pelzes und des Bibergeleits im mannhaltigen Verschwinden begriffen. Es wird daher selbst in einer amerikanischen Zeitschrift die Vermuthung geäußert, daß dieses werthvolle Säugethier in Europa länger sein Leben fristen wird als in America. Daß der Biber im Elbgebiete vorkommt, von Wittenberg bis gegen Magdeburg und noch mehr an der unteren Mulde, ist ziemlich bekannt, es sollen aber auch noch einige Exemplare am Rhein und an der Donau vorhanden sein. Außerhalb Deutschlands findet sich der Biber vereinzelt im Gebiete der Salzach an der Grenze zwischen Bayern und Oesterreich und am unteren Laufe der Rhone, größere Schaaren beherbergen noch Bosnien und Rußland. Gegenwärtig macht Professor Collet aus Christiania auf den norwegischen Biber aufmerksam, der sich in letzter Zeit sogar vermehrt haben soll, nach Professor Collet leben nämlich jetzt etwa 100 Biber in Norwegen, während ihre Zahl im Jahre 1880 nur auf 60 geschätzt wurde. Collet empfiehlt der norwegischen Regierung, selbst für den Schutz dieser Thiere Sorge zu tragen. —

Physikalisches.

— Es ist eine schon vielfach bekannte Thatsache, daß das Netzwerk von Telegraphen- und Telephondrähten, welches heute über den meisten Städten ausgespannt ist, diese Orte vor den Wirkungen des Blitzes beschützt, ja viele Gewitter überhaupt nicht zum Ausbruch kommen läßt. Dennoch waren viele Fachleute der Ansicht, daß dieses Netz von Drähten in manchen Fällen eher eine Gefahr als ein Schutz sei. Um nun über diese Frage ins Reine zu kommen, wurde vor kurzem in England eine Kommission ernannt, welche endgiltig feststellen sollte, ob die Telegraphen- und Telephondrähte einen Schutz gegen den Blitz bilden oder die Blitzgefahr vergrößern. Die Kommission hat nun unwiderleglich nachgewiesen, daß durch die Drähte die Festigkeit der Schläge vermindert und die Blitzgefahr verringert wird. Bei 340 Städten, die mit einem Telephonnetz versehen waren und 560, die kein solches besaßen, zeigte sich die Gefahr als ein Verhältniß von 1 zu 46 stehend. —

Astronomisches.

— Ein Meteorstein. Gegen Serderath (Kr. Erlenz) berichtet man dem „Echo der Gegenwart“: Gestern (16. Dezember) konnten wir hier ein seltenes Naturereigniß beobachten. Es war gegen 7 Uhr 35 Minuten, als von Süden nach Norden ein starkes Brausen und Heulen über unsern Ort dahinging. Es rührte her von einem gewaltigen Meteorstein, der in der Nähe von Scharthof niedergefallen ist. Sein Gewicht wird auf fünftausend Pfund geschätzt. Einem Fuhrmann mit Pferd und Wagen ging der Stein grade über den Kopf weg, so daß die Pferde scheuten. Auch in Kleinglabach wurde das Ereigniß wahrgenommen. In beiden Ortschaften liefen die Leute vor die Thür, in der Meinung, es sei ein Erdbeben eingetreten. — Das Meteor ist in verschiedenen Gegenden Rheinlands und Westfalens beobachtet worden. Die Flugrichtung ging von Osten nach Westen. Ein Leser der „Kreuzberger Zeitung“ schreibt über seine Beobachtungen: Der vordere Theil des Meteors, der dick und abgerundet ansah, war weißglühend, der hintere Theil lief spitz zu und erschien dunkelroth, am Ende rothe Funken absondernd. Das Ganze machte den Eindruck eines mit mechanischer Kraft getriebenen Gegenstandes und hatte Ähnlichkeit mit einer bunten Rakete. —

Technisches.

— Die Abnutzung des Pflasters. Furness in Philadelphia hat in einer Reihe von Versuchen die Abnutzung bestimmt, welche verschiedene Arten der Pflasterung durch Reibung er-

leiden. Am besten halten sich Fliesen aus Steingut, am schlechtesten solche aus Marmor. Etwas besser bewährt sich Eichenholz, viel besser aber Fichte und Tanne. Sehr merkwürdig ist, daß das berühmte Teakholz noch weniger widerstandsfähig ist als der Marmor. —

— Der größte Bagger. Ein Bagger, der wohl bis jetzt an Größe und Leistungsfähigkeit noch nicht erreicht worden ist, hat jüngst seine Vollendung in Buffalo erfahren. Er ist 43 Meter lang, 12 Meter breit und 3,2 Meter tief. Die Grabevorrichtung wiegt nebst Schöpfeimer 15 Tonnen, arbeitet in einer Tiefe von 24 Metern und fördert mit jedem Hub 5 Kubikmeter Erdreich zu Tage. (Techn. Mundsch.)

Humoristisches.

— Kanadische Schildbürger. An der kanadischen Seite des Niagara liegt das Städtchen Bridgburg, dessen Bürger kürzlich den Ankauf einer Dampfspritze beschlossen. Der Ankauf geschah jedoch bedingungsweise. Die Spritze sollte nämlich eine Zeit lang auf Probe bleiben. Als sie ankam, gab's im Orte eine Festlichkeit. Die Spritze wurde probirt und man hatte sich bald davon überzeugt, daß sie einen dicken Wasserstrahl weit über das höchste Gebäude im Städtchen werfen konnte. Neulich brach in einer dortigen Bäckerei Feuer aus und ein Theil der Bürger faßte den Gedanken, die neue Dampfspritze, die 1000 Dollars kosten sollte, einer praktischen Probe zu unterziehen. Es hieß also, sie solle herbeigeholt werden. Dagegen erhob sich jedoch bald ein energischer Protest. Die Protestler machten geltend, die Dampfspritze sei nur auf Probe da, würde sie aber in praktischen Dienst gezogen, dann müsse sie auch bezahlt werden. Der Eigenthümer der Bäckerei bat, man solle doch die Spritze herbeiholen, um von seinem Eigenthum noch zu retten, was zu retten sei. Aber auf seine Bitten achtete niemand. Die hochlöblichen Bürger von Bridgburg standen da und schauten ruhig zu, wie die Bäckerei bis auf den Grund niederbrannte. Nachdem letzteres geschehen war, gingen sie vergnügt nach Hause und waren froh, daß sie nicht so unbesonnenweise die Verpflichtung übernommen hatten, die tausend Dollars für die Dampfspritze zahlen zu müssen! —

— Keine Gedanken. Ein jung verheirathetes Ehepaar ist zum ersten Mal in Streit gerathen. Nachdem sich beide Parteien wieder etwas beruhigt hatten, meinte die hübsche, kleine Frau mit trohigem Zurückschauen des blonden Köpfchens: „Aber das mußt Du doch zugestehen, mein Vester, daß die Gedanken einer Frau fleißiger sind als die eines Mannes.“ „Selbstverständlich, meine Liebe,“ erwiderte der galante Gemann, „sie wechselt sie ja auch viel häufiger.“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Drindowc bei Lublinig übernachteten zwei russische Schmuggler bei dem Einleger Bartosch. Ihre Schmuggelwaaren bestanden aus Aether und Schießpulver, die unvorsichtiger Weise an den warmen Ofen gelegt worden waren und in der Nacht explodirten. Bartosch nebst seiner Frau und drei Kindern sind schwer verbrannt; ein Kind ist schon gestorben, die übrigen sind von den Ärzten aufgegeben. —

— In Hof explodirte einem Telegraphenarbeiter, der in einer Wirthschaft saß, eine Sprengkapsel in der Tasche. Dem Manne wurden zwei Fingerglieder abgerissen, außerdem erlitt er an der Seite eine erhebliche Verletzung. Mehrere Gäste wurden leicht verwundet. —

— Die Balletdamen der Wiener Hofoper müssen jetzt während der Vorstellung weiße Atlashöschchen tragen. — Die Balletonkels sind wüthend. —

— Nach einer Meldung der „Frk. Z.“ aus Rom hat man in Palermo ein unglaubliches Verbrechen entdeckt. Die Fürstin Carini, die von ihrem Gemann getrennt lebt, wurde vier Jahre lang in ihrem Palais in Gesellschaft ihrer blinden Tochter vom Hauswaller gefangen gehalten. Kürzlich gelang es nun der Fürstin, einen Brief an einen Advokaten heimlich zu senden. Die Polizei fand die Frauen in einem leeren Zimmer auf einem Strohlager halb verhungert. —

— Im verfloffenen Jahre hat Frankreich mehr Absinth verbraucht, als die ganze übrige Welt, nämlich 170 000 Hektoliter. Der Alkoholkonsum wird in diesem Lande jährlich für den Kopf auf 14 Liter berechnet. —

e. s. Der ehemalige Maire von Rouilly-Saint-Loup bei Troyes (Frankreich) erschoss in einem durch Geldangelegenheiten hervorgerufenen Wuthanfall seinen Schwiegersohn und brachte seiner eigenen Tochter sowie seinem Enkelsohne und dem Vater des Schwiegersohnes lebensgefährliche Wunden bei. —

— Bei den Stierkämpfen in Guadalajara (Spanien) durchbrach ein wüthender Stier die Planen, drang in den Zuschauerraum und tödtete drei Zuschauer. Es trat eine furchtbare Panik ein, wobei weitere fünf Personen schwer und dreißig leichter verwundet wurden. —

— Der englische Dampfer „Kreuz des Südens“, der am 20. Dezember Madeira anlief, hatte mehrere Tode und Verwundete an Bord, die bei einer auf dem Schiffe vorgefallenen Explosion verunglückt waren. —